Zwei Gedichte

Autor(en): **Fischer, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 42

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645003

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 42 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 20. Oktober 1923

Zwei Gedichte von Heinrich Fischer.*)

Spätherbstabend.

Zager Glockenlaut schwankt durch die Luft:
Müdes Herz, das nach dem Tode ruft.

Mattgeschüttelt von des Sturmes Wucht,
Klagt der Baum um seine letzte Frucht:

„Alle meine Zweige trauern leer.
Blieb mir nichts zu frohem Schenken mehr.“

Ueber nackte Wiesen durch das Tal
Huscht wie Schames Glut der Abendstrahl.

Und vom Fluß herauf zur Waldeswand
Tastet eine weiße Nebelhand,

Die sich über Feld und Oede reckt
Und, wie Muttergüte, Blößen deckt.

Meinem Großvater.

Zwar weiß ich: Erde gibt nicht wieder,
Was einmal kalt ihr Dunkel schlang.
Und unten morschen deine Glieder,
Schon eines Jünglings Leben lang.

Doch ob du tot, in dir verkettet
Kämpft meines Ringens lichte Not,
Als läg in meine Brust gerettet,
Was frührotfrisch in dir gelobt.

Ich spür: es ist das heiße Denken,
Das einst in feurigem Geist dir sann,
Wovon ein frühlingwarmes Schenken
Tiefklar in meine Träume spann.

So will ich still denn weiter mühen,
Was du mir liehst, des Dankes voll,
Daß meinem Fleiße Frucht und Blühen
Und seine Kraft von dir mir quoll.

*) Aus „Lebensträume“, Gedichte von Heinrich Fischer. Verlag E. Bircher A.-G., Bern. (Siehe Buchbesprechung.)

Stille Geschichte.

Von Martha Niggli.

1

Die Hauptstraße des kleinen Städtchens verbreiterte sich an ihrem einen Ende so sanft und schön, indem dabei die letzten Gebäude der beiden Häuserzüge in leicht gewölbten Bogen zurücktraten, daß man sich nicht leicht einen lieblichern Austritt und Ausblick ins offene Land vorstellen konnte. Wenn heute die ländliche Gegend vor einer Stadt mit recht ungleichartigen Häusern durchstellt ist, so war das damals noch anders, indem Stadt und Land genau voneinander abgegrenzt waren und wo das eine aufhörte, das andere rein und unverfälscht begann. So auch hier. Die beiden letzten Häuser der Straße, die einander gegenüber lagen, aber wegen der schon erwähnten Abbiegung schon ziemlich schräg zueinander standen, diese Häuser also hatten noch durchaus städtischen Charakteer, würdige, graue Steinfassaden, saubere Pflästerung vor dem Eingang und im Hintergrund den sorgfältig gepflegten Stadtgarten, dessen Beete mit Buchs eingefaßt waren. Aber wie die Straße diese ehrenhaften Bürgerhäuser verließ, kam sie sogleich ins offene Land und streckte sich zwischen Wiesen, Aeckern und Kornfeldern hin, und an ihrem Rand standen zu beiden Seiten Kirschbäume und es war eine solch schöne, gute Straße, daß die Bewohner der kleinen Stadt immer und immer wieder auf ihr hinauszogen, im Sommer, um unter den Kirschbäumen sich zu lagern, im Winter, um sich die Füße wieder warm zu laufen und Schneeluft einzusaugen.

Man könnte nun denken, das äußerste Ende einer Stadt wäre gar keine gute Lage für ein Tuchgeschäft. Trotzdem wurde ein solches von alters her in einem der beiden Häuser betrieben und die Eigentümer hatten dabei stets ihr gutes Auskommen gefunden und waren im Lauf der Zeit durch Sparsamkeit und Umsicht im Handel zu einiger Wohlhabenheit gekommen. Jetzt wurde der Laden von einem ältlichen, etwas strengen und pietistischen Ehepaar geführt, das, da die Leute sich spät verheiratet hatten, ein ein-